

Ulrike Draesner
Sieben Sprünge vom Rand der Welt

Ulrike Draesner

Sieben Sprünge vom Rand der Welt

Roman

Luchterhand Literaturverlag

*Ich fürchte, die Thiere betrachten den Menschen
als ein Wesen Ihresgleichen, das in höchst gefährlicher Weise
den gesunden Thierverstand verloren hat, –
als das wahnwitzige Thier, als das lachende Thier,
als das weinende Thier, als das unglückselige Thier.*

Friedrich Nietzsche

Er kann sich mühelos aufrichten
die Luft flimmert über den groben
grauen Steinen des Hofes, dem spärlichen Gras. Eine Biene tau-
melt neben ihm, links, rechts, er hält still, mit tiefem Summen
zieht sie
davon
Richtung Omas Haus, das am Ende des Hofes gelb in der Sonne
steht.

Oma ruft ihn »Schnakala«, Mutti »Springginkerle!«, das Haus
ist still, niemand ruft. Er hat geschlafen, ein angebissenes Rosi-
nenbrötchen liegt neben ihm auf dem Teller, die Omsen krabbeln
darauf. Der Wind aus dem Backhof riecht nach Teig und kühlt
die Brust, nur unter den Haaren ist ihm heiß, als trüge er einen
Helm wie Andrzej ihn hat, im Nachbarhof, mit Spitze und Adler,
und die Flasche, die er festhält, lange schon, wie er jetzt spürt, ist
leer.

Ein Mann und eine Frau waren aus dem Wagen gestiegen,
einem aufregend schwarzen Motorwagen mit Adler, sie warfen
die Arme in die Höhe, Vati warf den Arm ihnen nach in den Him-
mel, wie eine Wand stand sein Blau hinter Omas Haus über die
Schornsteine hinaus. Er konnte zählen, bis zwölf, hörte ein leises
Jammern von hinten, murmelte »pscht«, »still, Emil, still«. Waren
sie brav, würde die Großmutter ihnen eine Schüssel von den fri-
schen Stresla geben. Die Sonne stand auf seinem Kopf.

Sorgfältig legte er Vatis blaurote Zinnsoldaten in die Schachtel, deren Inneres leuchtete wie eine Zunge, streckte seine Zunge vor und rannte los. Die Treppe, die Vati und der Besuch hinaufgegangen waren, kam rasch näher, als etwas ihn nach hinten riss, »lass mich!«, rief er, »du Plootsch, du ...«, lag im Sand, schnappte nach Luft, »du Id...«, »Idot«, er wusste nicht, was das hieß, er hatte es in der Backstube gehört, die hatten es gesagt.

Als er sich umdrehte, sah er die Hundeleine, die sich über das Podest auf ihn zuschlangelte, sah Emil an den Stamm der Kastanie gelehnt sitzen, Emil, der die Schultern zuckte, die Hände nach ihm ausstreckte, Emil, sein großer Bruder, warm und tälsch und langsam mit dem schlechten Fuß. Er krabbelte die Leine entlang auf ihn zu, Emil tröstete von allen am besten, mit Bonbons, die er aus Muttis Blechdose kramerte, und mit dem Emil-Geräusch. Man hörte es nur, wenn man in Emils Schoß lag, Emil wiegte sich zärtlich und sumnte, und er, Eustachius, und bisweilen auch die Hofkatze schnurrten eingerollt auf Emils Schoß leise mit.

Irgendwie muss die Leine an seine Hose gekommen sein. Nur Emil ist da. Emil, der mit aufgeregt hoher Stimme lockt: »Stächelchen, kimm zrück zu mer.«

Er rennt fort, zum Rand des Podestes, dreht sich um. Emil sitzt bewegungslos da.

Wenn Vatis Jäger Vati besuchten, wurde Emil in die Küche gebracht, nur er, Eustachius, Stach, das Stächelchen, durfte im Herenzimmer bleiben. Doch heute war alles falsch, er war angeleint worden wie ein Hund, und es dauerte bereits eine halbe Stunde oder fünf Tage, der Unterschied sah lang aus auf der Uhr in der guten Stube, die Uhr war nicht da. Max, aufgesprungen, legte sich wieder, die seidigen hellbraunen Vorderpfoten nach vorn gestreckt, den langschnauzigen Dackelkopf erhoben. Dass er nicht so sitzen konnte, ärgerte ihn, und während er sich noch ärgerte und versuchte, sich auf den äußersten Rand des Podestes zu schie-

ben, leuchtete ihm Vatis Gesicht von der Treppe entgegen. Die Frau und der Mann hoben die Hände in den Himmel, wie von selbst riss seine eigene Hand sich ebenfalls in die Höhe, und weil er vergessen hatte, was sie dabei immer sagten, rief er »leb ock sisse!«, denn etwas Gutes rufen musste man, und er glaubte, »Süßes« zu rufen sei gut, dann gebe es heute noch mehr davon, Stressa und Teig.

Vati schaute ihn an, schaute ihm, Eustachius, in die Augen, ganz nah kam er ihm dabei, aber piffte nur nach Max, der davonströmte, während er, Stach, der schon freudig gelacht hatte, weiterhin angeleint auf seinem Fleck saß, als wäre er festgewachsen, als wäre er weniger wert als der Hund.

Den Hund schlug Vati seltener als ihn. Emil schlug er nie.

Der Motor des Wagens heulte auf, allein der Mann und die Frau hatten darin Platz genommen. Als der Staub sich legte, war der Hof leer. Er weinte nicht, nur aus seinen Augen wurde es nass auf den Wangen, er weinte nicht, wischte sich nur mit dem Unterarm übers Gesicht. Verstohlen sah er sich um. Emil schlief zusammengerollt auf der Seite, die Beine angezogen, der dicke Stiefel mit dem Klumpfuß lag oben, fett glänzte das Leder im Sonnenlicht. Emil träumte, und er, Stachel, weinte nicht, zog nur die Nase hoch, wie hätte er weinen sollen, Jungs weinten nicht, und es gab auch keinen Grund dafür, so musste es sein, Vati wusste gar nicht, dass er hier angeleint war, Vati dachte, er spiele mit Emil, und es sei schön, Vati war lieb.

Er zog die Nase hoch, krabbelte auf die Hundedecke, der Geruch tröstete ihn, er zählte die Omsen, die Omsen krabbelten, Schnakala, er zählte die Stunden oder fünf Minuten, immer bis zwölf. Das Mittagslicht arbeitete kräftig, von oben nach unten löschte

es, was es fand, floss

über Omas Dach, das Dach verschwand, floss auf die Regenrinne, verschwunden auch sie, floss über die honigglänzende Wand

lautlos, honigzäh über die schiefe Treppe, Stufe um Stufe
hinunter in den Hof, schmolz
das Gras zwischen den Steinen
zu Strichen, schmolz
die Steine, erreichte ihn. Seine Sandalen, rehbraun, begannen
zu flimmern, seine gesunden geraden Zehen wurden heller
und heller.
Neugierig sah er zu. Er spürte nichts.
Auf nichts ritt er dahin.

SIMONE 1

Vater hat von glücklichen Räumen gesprochen. Glücklichen Räumen, die er jetzt erzeugt. Ich glaube, er wird weich.

Bist du weich, sagen die Assistenten zueinander und meinen blöd. Vater, glücklicher Raum, schlurft durchs Institut. Hose, Lederjacke, Seminar. Seine alte Gartenjacke. Wie er aussieht, ist ihm egal. Der Rundrücken, die Hosenträger, die Karl-Valentin-Beine. Verrückt war er schon immer, auf seine Weise: exakt, kühl, kalkuliert. Feste Schultern, eine Brille zum Lesen. Sein blauer Adlerblick.

Er rückt Bilderrahmen gerade. Was schief hängt, erträgt er nicht. Wir kommen in ein Café: Vater rückt an den Rahmen, noch bevor er sich setzt, allemal, bevor er bestellt. Manchmal hat er bestellt und steht noch einmal auf, rührt in seiner heißen Schokolade, steht noch einmal auf. Wir kommen in ein Museum: Eustachius rückt an den Rahmen und löst die Alarmanlage aus. Wir kommen in ein Museum, Eustachius denkt an die Alarmanlage und schaut bei allen Bildern nur die Rahmen an. Er könnte als europäischer Rahmenexperte arbeiten. Wir stehen bei Bekannten in der Tür, Menschen, die er seit Jahren nicht gesehen hat, und er sagt: »'tschuldigung, Ihr Spiegel hängt schief.« Die Hand ausgestreckt, lächelt er wie einer, der gleich bewundert werden wird.

Er ist zweiundachtzigdreivierteil. »Dreivierteil« ist ihm wichtig. Eustachius Grolmann lebt allein. Lobt man ihn, kräuselt sich seine

Nase an der Einbuchtung zwischen den Augen. Gemeinhin können das nur Babys, Esther hat es lange gemacht. Und jetzt er, mit den Adleraugen auf 1,85 Meter! Das war immer weit oben, insbesondere, wenn man die Tochter ist.

Er hat 40 Jahre an Primaten geforscht. Bei ihm meinte Primaten: Menschenaffen. Ich forsche seit über 20 Jahren an Primaten: Affen und Menschen. Stach interessierte das Gehirn. Mich interessieren Gehirn und Verhalten. Affen sind Rudelwesen. Wer mit anderen lebt, muss sich in anderen spiegeln. Er muss sie berechnen können. Listig sein. Täuschen, tricksen. Das äffische Wesen liegt nicht in Nachahmung. Darin sind sie nicht einmal besonders gut. Das äffische Wesen ist Betrug.



Johnny schnarchte nicht, sondern zuckte, ihn plagte der Thrombosestrumpf an seinem rechten Bein, weswegen das linke auf meiner Bettseite lag. John Riewert Quedeus, verwurzelt in nordischem Schlick, bekam der deutsche Süden nicht. In Madison, während meiner Zeit am Wisconsin National Primate Research Center, war er zufrieden mit Esther zuhause gesessen, ein moderner Mann, der ein Forschungsstipendium seiner Frau zu schätzen wusste, vorm Fernseher sein Englisch verbesserte und hin und wieder über den Atlantik zu Straßenbaukongressen flog. Jetzt, 15 Jahre später, schmolte er, obwohl sein Arbeitgeber am Ort meiner neuen Professur eine seiner Europazentralen betrieb. In unserem zweiten deutschen Alpensommer fing mein wassergewohnter Mann zu surfen an und brach sich den großen Zeh. Es heilte schlecht, »dein Süden«, schimpfte Johnny, trug nachts seinen Leidensstrumpf und schaute, ganz Riewert Quedeus, quadratschädlich, hellblond, kräftig, ohne dick zu sein, schläfrig auf mich.

Ich, schlaflos, schlich die Wendeltreppe hinauf in mein Kabuff. Wir hatten einen halben fünften Stock und zwei Kammern im

Dach gemietet. Der untere Wohnungsteil bestand, abgesehen von drei Zimmern und dem Bad an der Nordseite, aus einem großen Wohn-Essbereich, der, da er die gesamte Hausbreite einnahm, sowohl von Osten als auch von Westen durch bodentiefe Fensterfronten erhellt, erhitzt und bei geöffneten Fenstern von Verkehrslärm durchdrungen wurde. Vor dem Haus lag eine dichtbefahrene Straße, der handtuchgroße Garten hinten stieß an einen Bahndamm, drei Schienenstränge, nur Güterverkehr. Dank des Krachs war die Miete bezahlbar. Ich mochte das mechanische Rumpeln der Züge, das Fernweh darin.

Im Dachfenster stand ein runder Mond. Er sah künstlich aus oder selbst wie ein Fenster. Ich wollte nicht wissen, wohin. Nachthimmel, egal, an welchem Ort, machte mir wenig Freude. Nachthimmel, den Laserstrahlen zerlegten, machte mir Angst. Ein roter und ein gelber Schuss kreuzten sich zu einem harten, bedeutungslosen X. Esthers Monster-Grüffelo neben meinem Schreibtisch schien sich zu freuen. »Keine Angst, nur erfunden«, hatte meine Tochter gesagt, großes Prinzessinnenlächeln, als sie mir das Buntstift-Ungeheuer überreichte, dessen Schreckensmacht daraus bestand, dass man an sie glaubte. Esther, mit neun: späte Riesenzahlücke, frühe Liebe für Stach (»wenn ich groß bin, heirate ich Opa«).

Ich schaltete das wie eine Seife geformte Radio an und legte mich auf den Buchara. Gegen Hitzeattacken, die ich nicht hatte, hätten Pillen geholfen, doch Pillen gegen Angst vor Regen oder Schnee, gegen Angst vor Laserstrahlen, gegen ein Leben auf Abruf gab es nicht. Das war keine Frage meiner Hormone, das war ein Dauerzustand. Katastrophen waren nicht nur möglich, Katastrophen waren die Zukunft. Von Wahrscheinlichkeitsrechnungen, Statistiken, Vorsichtsmaßnahmen ließ ich mich nicht einlullen, die in meiner Kindheit alle naslang abgehaltenen Sirenen- und Alarmübungen klangen mir in den Ohren, die Stimmen meiner Großeltern Hannes und Lilly, die »Schnakala«

sagten, »Kindel«, während eine faltige Hand auf meinem Kopf zitterte vom Alter, halbmechanisch, aber die Stimme zitterte vor Erinnerung. Andere schauten YouTube, um sich zu entspannen, ich klickte mich durch Bestelllisten (Sicherheitsdienst, Sicherheitsventil, Sicherheitsmaske, Sicherheitsschuh). Las ich von deutscher »Alarmbereitschaft«, lachte ich auf. Wie? Laut. Lauter als die Angst. In dem Bilderbuch meiner Tochter besiegte eine ordinäre Feldmaus das drachengezähnte, warzighässliche, blutrünstige Ungeheuer namens Gruffelo, weil sie nicht an es glaubte. Obwohl es erschien! Das Buch stand in meinem Regal. Jetzt klickte ich nicht, jetzt versuchte ich, mich zu entspannen. Sicherheitswesten, Sicherheitstaschenlampe und Sicherheitsgürtel hatten wir seit Jahren.

Vier friedliche Radiostimmen, zwei Männer, zwei Frauen, stritten über Wissen und Scharlatanerie, ideal zum Einschlafen, der Arm zu müde, um auszuschalten, ebenso der Kopf, da sagte ein melodiös sprechendes fünftes Wesen etwas in die Dunkelheit hinein, was ich nicht verstand, nur die Stimme hörte ich und ein »fiiehle« und wachte auf. Der Mann lachte: »Kriegskind«, behauptete sofort wieder ernst, die Symptomatik sei schlagend, seelische Landschaften stempelten sich von einer Generation in die nächste hinüber, machte eine Pause: auch wenn wir kaum etwas davon wüssten und gewiss nichts davon verstünden, und murmelte, als wiederhole er sich: »Seelengefiiehle!«

Da war ich wach. Der Typ im Radio wollte das Altern der Jahrgänge 1927 bis 1940 erforschen. Ihre Anpassungssucht und -kunst, ihren mächtigen Aufbaudrang, ihre Angst, ihre Einsamkeit, ihre innere Verstümmelung.

Für heute 50-Jährige, sagte er, sei die Ideologieblase, in der ihre Eltern einst aufwuchsen, schwer vorstellbar. Eine braun-blutige Eihaut, auf der Innenseite mit Heroen- und Kitschfilmen bespielt, mit Mythen und Blutzollliedern beschmiert, mit Wir-Gefühl tapeziert. Über alle Kinder gestülpt. Ihre einzige Welt.

»Aber es gab die Elternhäuser«, wandte einer der Mitstreiter ein.

Der Mann mit dem weichen Zungenschlag atmete leise aus: »Im Sommer 1938 reist eine bayerische Familie an den Rhein. Die Mutter berichtet ihrer Schwester in einem Brief von unterwegs, wie die zwölfjährige Tochter sich in Köln die Hochwassermarken erklären ließ. Die Schäden und das Elend der Überflutungen. Aufmerksam habe das Kind zugehört, dann strahlend gesagt: ›Und wie hat Adolf Hitler auch das weggemacht?‹«

Weggemacht.

Andere dachten bei »weggemacht« an ihre Teeniezeit, Abtreibungsdiskussionen, § 218. Ich sah die immer halbdämmrige Erdgeschosswohnung meiner Großeltern vor mir, Sessel und Sofa von Blümchencord überzogen, grau und braun. Stets saßen Menschen darin mit schweren Lidern und hängenden Wangen, fleischigen, gefurchten Gesichtern und schwimmenden Augen, die sich siezten, die flüsterten und Lieder sangen, die ich nicht verstand, nicht in Worten, aber in- und auswendig kannte. Gesprochen wurde über Dinge, die außerhalb der Wohnung nicht wahr sein durften oder sollten, den Hunger, die Schläge, die Verluste, die Heimat. Mitunter fiel auch der Name Emil, es war Lilly, die ihn erwähnte, am liebsten tat sie es, wenn wir unter uns waren, sie und ich, dann redete sie zu mir, dem Kind, von diesem, ihrem ältesten Kind, als gäbe es allein dadurch eine Verbindung zwischen dem auf der Flucht gestorbenen Onkel und mir, und so war es, er interessierte mich, weil Vater nie von seinem behinderten Bruder erzählte, während Oma, das spürte ich, diesen Emil liebte, und etwas von dieser Liebe wollte ich für mich.

Vater saß dabei ohne zu singen. Er war 14 gewesen, als eine unsichtbare Hand ihn aus seinem Bett wegmachte, aus seinem Zimmer, seinem Städtchen zwischen Hügeln, Oderwasser und Wald, aus seiner Kindheit, aus seiner Zukunft. Er saß da, sah mich nicht an, nahm mich indes zu diesen Zusammenkünften mit; später

sagte er »erinnere dich« – meine Mutter verließ ihn, als ich in die zehnte Klasse kam, Sandra, meine ältere Schwester, zog nach Kanada –, sagte »erinnere dich« und meinte seine Vergangenheit.

Hatte ich Kummer, sagte er: »Wie gut es dir geht.«

Er sagte: »Was ich erlebt habe, wünsch ich dir nicht.«

Ich fühlte: Er wünschte es mir. Dann wünschte er es mir wieder weg. Sonst hätte ich gehabt, was er hatte: das Große-Schlimme, mitten im Leben. Dann wäre ich so stark gewesen wie er.

»Stärke«, sagte mein Vater, »Fühllosigkeit, Erfolg.« Darum gehe es. Allemal im Beruf.

Das Wort »Krupp« verstand ich nicht. Ich schaute im Lexikon nach. »Krüppel«, »Krupp«.

Das Seifenradio glänzte schwarz. »Seelengefelde« sagte die Männerstimme. Sonor? Sonor. Dabei weich, halbgerolltes »r«. Charmant. Auf dem Dach eines der letzten Autos, so Eustachius, war am 19. Januar 1945 eine Stimme durch Oels gefahren: »Frauen jeden Alters sowie männliche Jugendliche unter 16 Jahren und Männer über 60 Jahre haben das Stadtgebiet zu verlassen!«

Zwei Stunden packen, acht Kilo pro Person. Die Stimme sagte: »Verschwindet, stirbt, verreckt.«

Ein großes graues Megaphon, sagte Stach.

ANORDNUNG!

Unterzeichnet: Hanke. Gauleiter, Reichsverteidigungskommissar.

Ich wusste, was der Mann im Radio meinte. Ich wusste es nur zu genau. Es war mir unangenehm und angenehm zugleich, ihm zuzuhören, eine Berührung an einem Ort, den ich wohl kannte, wenn auch seltsam halbtote Gestalten ihn bevölkerten, vergangene Menschen und ihre Schemen, Geschichten von Verlust und Untergang. Vater berichtete wenig aus seinem vorbayrischen Leben, Oma Lilly hatte stets nur Anekdoten aus einem versunkenen Landstrich des 19. Jahrhunderts erzählt, der Schlesien hieß, und

ich, ich ahnte, was fehlte, wenn ich anfang, darüber nachzudenken, warum mein Vater war, wie er war.

Eine Antwort hatte ich nicht. Nur Vorstellungen, Annäherungen, Symptome. Und ihn. Als Kind hatte ich gedacht, eine wirkliche Hand habe Eustachius gepackt, eine Hand in einem hellen Lederhandschuh, die, während ich sie mir vorstellte, flacher wurde, als zögen die Finger sich zurück. Der Handschuh eines blutleeren, hungrigen Gespenstes, das Menschen aß, lange schon, eine Hand aus einer Wirklichkeit, versunken wie der Breslauer Wald, durch den mein Vater, sein schwerfälliger Bruder Emil und Lilly in der Nacht vom 19. auf den 20. Januar 1945 stapften, minus 21 Grad, drei Menschen mit drei durchweichten schweren Pappkoffern, so düster, dass nicht einmal der Schnee widerleuchtete unter ihren morschen Holzsohlen, vor ihrem einsinkenden Gehen.

Doch was hatte ich damit am Hut! Man konnte die Gegenwart durch die Vergangenheit nicht erklären, nur versäumen. Johnny hatte Recht: Er wollte davon nichts mehr hören. Er baute Straßen, er liebte Wege, er fuhr sie doppelt: hin und zurück.

Ich hingegen, unruhig, nervös, lag, statt zu schlafen, auf einem alten Buchara unter einem orangesuppigen, von Lasern durchkreuzten Stadthimmel. Der Teppich war ein Vaterstück, das älteste Erbstück bei uns: Stach hatte ihn in den 70ern gekauft. Darüber hinaus besaßen wir drei Silberlöffel mit den Initialen meiner Urgroßeltern. Ich wusste nicht einmal, ob mütterlicher- oder väterlicherseits. Es gab keine Bilder, keine Decken, keine Briefe, keine Fotos, keine Urkunden, keinen überkommenen Weihnachtsschmuck, keine einzige alte Puppe, keinen Topf, kein Taschentuch mit Monogramm, von Möbeln ganz zu schweigen. Nichts Althergebrachtes, kein Erbe, kein Geschenk über Generationen hinweg. Meine Familientradition bestand aus einem gespaltenen Holzlöffel, dessen Ende nach russischer Brotsuppe stank.

Johnny und Vater mochten sich nicht, erst mit Esthers Geburt kamen sie einander näher. Eustachius schenkte uns eine mühevoll ersteigerte Schlesienkarte aus dem Jahr 1849, Johnny bekam rosa-farbene friesische Begeisterungswangen, ein einsames »umwerfend« verließ seinen Mund. Angesichts unseres frisch geborenen Kindes hatte er das nicht gesagt. Die Routen der alten, handkolorierten Karte wanden und schlängelten sich auf eine für unsere Augen ungewohnte, ja nahezu gewaltsame Weise. Wege passten sich zufälligen Siedlungen an, alten Rechten, silingischen Pfaden, westslawischen Pfaden, ersten Bahntrassen, uralten Furten; traditionelle Pelz-, Stoff- und Kohlerouten kreuzten sich. Man war der irrationalen Wegewirklichkeit damals auch im Bild viel realistischer gefolgt als heute. Dank der Karte konnten Johnny und Vater sich über Krümmungen, Pläne und Absichten unterhalten, ich saß mit dem Baby dabei und wunderte mich, wie perfekt Eustachius, den gemeinhin nur Affen begeisterten, sich in der dargestellten Landschaft auskannte, er schien sich wirklich mit diesem Erdstrich beschäftigt zu haben, mit Routen und ihrer versteckten Grausamkeit, wie er damals sagte, den allzu unregelmäßigen Falten der Hügel, den unausmessbaren Ufern der Seen.

Der Abspann der Radiosendung lief, ich drückte auf Aus, das Leuchten der Senderkennung, grün wie die Grüffelwarze, erlosch. Da hörte ich es ein drittes Mal, das weiche »Seelengefiihlde«.

Seele: unbeweisbar, metaphorisch. Wer brauchte das? Mühelos hätte die Naturwissenschaftlerin in mir, Biologin, Zellforscherin, Kennerin der Reaktionen von Natrium und Kalium, unerbittliche Gehirnstromreizerin und Gehirninterpretin, sich mit diesem Wissen durchgesetzt, sicher und geborgen in ihrer erklärbaren Welt, hätte Simone Grolmann, Tochter eines bayrischen Dorf-mädchens und eines ehrgeizigen Mannes aus dem schlesischen Mittelstand, nicht seit Wochen ständig an Schnee gedacht, nas-

sen kalten Schnee, der sich türmte, ihr den Weg verstellte, in ihre Stiefel kroch. Ja, es wurde Herbst, doch war das ein Grund? Und, ja, Eustachius sprach noch öfter als früher vom 19. Januar 1945 – starrte mich an und behauptete, dass ich exakt 17 Jahre nach der schlesischen Gespenster- und Rettungswanderung zur Welt gekommen sei.

Was nicht stimmte. Ich war am 20. Januar, mittags, geboren.

Aber er! Auf einem engen Waldweg, den man kaum sah, sei ihm bei schneidender Kälte der Schnee die Waden hinaufgewachsen. Ohne Licht, fast ohne Atem hätten sie von zuhause weggemacht. Unerträglich langsam seien Lilly und Emil vor ihm hergeschwankt, aneinandergelehnt und tuschelnd.

Schwankten und tuschelten noch.

ANMORDUNG, sagte Vater, flüsterten sie, Mutter und Bruder, in seinen Träumen.

Ich sagte, er solle aufhören, mir davon zu erzählen. Die Beinahekoinzidenz meiner Geburt mit der Nacht seiner Schlesienflucht genügte. Eine Kindheit lang hatte ich das zu jedem 20. Januar gehört. Damals waren die 17 Jahre zwischen dem Kriegsende und meinem Tag eine Ewigkeit. Bis ich selbst 17 wurde. Und 34.

Und nun, wie erbärmlich, fürchtete ich mich vor Schnee. Nun, wie erbärmlich, träumte ich die Alpträume eines anderen. Ein Stück kopiertes Leben im eigenen. Oder andersherum: eigenes Leben, umschlossen von Kopiertem. Dass die Adjektive sich beliebig tauschen ließen, war Teil des Problems. Je älter ich wurde, umso deutlicher begriff ich, dass das nicht aufhören würde. Im Gegenteil. Etwas in mir passte nicht, war schief aneinandergeraten, drückte und rieb. Die bayrische Familie und die schlesische mochten sich nicht. Das Alpenland und der östliche Zungenschlag, der Protestantismus der einen Seite, die katholische Frömmigkeit der anderen, ich in beides hineingeboren, dennoch nirgends einheimisch, weder einfach Teil von Ines' Familie noch Teil des Vertriebenenlebens der Großeltern und Vaters. Da: die

kindlichen Streifzüge durch Voralpenwald, die echten Dotterblumen, moosigen Weiher mit Seerosen, Akelei und Binsen, das bayrische Fichtenrauschen und flockig weiße Himmelschleierziehen. Dort: die immer dämmrige Stadtwohnung von Lilly und Hannes, Sandra und ich die einzigen Kinder zwischen Alten, die von untergegangenen Zimmern, Wintergärten und Hausmädchen schwärmten, in herrlich sonnigen, blumigen Oderlandschaften imaginäre Hunde ausführten und schwerblütige ostpreußische Pferde ritten, bis auch wir uns nach dieser Welt sehnten, denn sie verstanden, das Verlorene mit wohlgesetzten, melodiosen Worten herbeizulocken und mit Büchern, die sie uns stets nur zusammen mit einer Packung elegant geschwungener Katzenszungen feierlich überreichten, in unseren Alltag hinein zu verlängern.

Seit Esther, Johnny und ich in München wohnten, hatte meine Wetterangst zugenommen, auch wenn ich versuchte, das vor mir selbst zu verheimlichen. Vater andererseits, zweiundachtzigdreiviertel, hatte im letzten halben Jahr an Lebendigkeit gewonnen. Jünger sah er aus! Weicher trat er auf! Das gesamte Frühjahr hatte er auf Reisen verbracht, um seine Gesundheit zu fördern.

Wie hatte ich nur so blind sein können.

Vater: »Glückliche Räume!«

Dazu sein verschmitztes Gesicht. Die alte Geheimniskrämerei, das große Versteckspiel mit uns und der Welt. Das Laser-X, blau und lila jetzt, hielt still, stand fest. Für Sekunden war mir, als zappele etwas darin, eine dicke Fliege, ein Flugzeug, als hätten die Strahlen es endlich gefasst. Der Himmel leuchtete, ein Stadthimmel, der die Dunkelheit floh; Brummen und Rauschen überall, ich duckte mich.



Die Blätter der Pappel im Nachbargarten spielten Leuchtfolie, drehten sich im Wind. Im Hof wiegten sich dunkelviolette Dahlien, vor der Wand mit den Briefkästen hatte sich eine Pfütze gesammelt. Süßherbe Oktoberluft. Langsam wie ein zurückgebliebener Jungvogel kollerte ein Ahornblatt vor mir über den Weg zum Aufzug, dessen Ruftaster rot leuchtete, als blühe er im Beton.

Freitagnachmittag. Esther besuchte ihren Großvater, unsere Wohnung roch stickig und leer. Ich warf meine Tasche auf das lilafarbene Bänkchen am Eingang, streifte die Schuhe ab, bedauerte zum x-ten Mal, dass kein Hund herbeisprang, um mich zu begrüßen, und bog am Betonpfeiler nicht rechts nach Lungerland ab (Wust aus Sofas, Kissen, Decken, Zeitschriften und Minifernseher), sondern nach links zum Küchenblock. Hinter dem Esstisch glitzerten die doppelt isolierende Glasfront und die Metallgitter des Balkons. Tief darunter lagen die Gleise.

Ich riss alle Fenster auf. Eine Viertelstunde später erholte ich mich bei zweifach zu backendem Mürbteig von einer Woche voller Institutssitzungen, Diplomprüfungen und Sponsoringsorgen. »Die schlaue Hausfrau bereitet mehr Teig, als sie braucht, belegt damit die Zweitform und gefriert den Vorrat ein.« Ich war froh, dass ich *eine* Form besaß; wenn etwas in Zweitform war, dann ich, mit Schürze und verklebten Fingern übernachtigt am Herd, Simone als Familienfigur.

Der Mixer jaulte auf Stufe zwei (Höchstleistung), ich musste das Radio lauter drehen. Als ich Limettensaft auf Quark, Zucker und Zesten träufelte, sagte jemand auf wohlklingende Weise: »Ich reise ständig, berate alle, nur mich selbst nicht, kann man mir jemanden empfehlen?«

Genießerische Gegenfrage: »Hat es deswegen zehn Jahre gedauert, Herr Nienalt, bis Ihr neues Buch erschien?«

Der melodiose Herr Nienalt wurde im Lachen tiefer: »Auch!«

Er wirkte angenehm selbstironisch. Der Moderator streute ein

paar Daten mit den Auftritten »des bekannten Psychologen« ein, der sein neues Buch vorstellen würde, er sprach schnell, es war wohl eines dieser Kurzinterviews.

»Sie müssen ein eigenes Interesse an dem Thema haben! Sind auch Ihre Eltern den Nazis in die Hände gefallen?«

»Das werde ich Ihnen nicht in Ihr Wir-haben-20-Sekunden-Mikro flüstern. Nur so viel: darüber, wer schrecklicher war, Hitler oder Stalin, einigten sie sich nie.«

Ich stellte mir das Gesicht dazu vor. Vorstellungen zu Radiostimmen sind immer falsch. Ich drehte lauter.

Hitlers Kinder, die 1945, anders als die Erwachsenen, die einzige Welt verloren, die sie kannten, seien nicht erzogen, sondern im wörtlichen Sinne verzogen gewesen: an ihrer Psyche habe man gezogen. Ihnen den Rahmen verzogen, die Menschlichkeit.

»Gehobelt«, sagte Nienalt, »eingedröhickt.«

Auf dem Dachkamin gegenüber schimpfte eine Amsel. Die meisten Amseln zogen im Winter nicht mehr fort. Esther beschäftigte sich damit. Vogelmigration. Esther regte sich darüber auf.

Jetzt, im Alter, erlebe auch diese junge Kriegsgeneration, dass die Kindheit zurückkehre. Also der Verlust. Im Ausland spreche man von der Sorgenbereitschaft und Klagelaunigkeit der Deutschen. Selbst die Bundeskanzlerin jammere, sehr deutsch, über das deutsche Jammern, die rasche Angst. Niemand wolle sehen, woher sie stamme. Hitlers Kinder hätten Spuren auch in den Psychen ihrer Söhne, Töchter und Enkel hinterlassen.

Das Gehirn über 70 werde durchlässiger, manches ordne es neu. Es produziere Direktheiten, geniale Rücksichtslosigkeiten. Ein kunstvolles Spinnennetz, zäh, wenngleich fragil, in mehreren Ebenen über- und ineinandergewoben.

»Gefühle«, sagte Nienalt, »sind unsichtbare Menschen, sie gehen in deinem Haus umher.«

Statt den Teig auszurollen, drückte ich ihn, »schlaue Hausfrau«, mit den Händen in die Form. Auf meinem Schreibtisch wartete

eine Menge sichtbarer Arbeit, ich drückte langsam. Boris Nienalt suchte alte Menschen für sein nächstes Buch. Ich wusch mir die Hände, trocknete sie ab, dachte an Eustachius, dieses Wesen zwischen Erwachsenem und Kind, mit den unheimlichsten Fähigkeiten beider begabt, und starrte ein paar Klicks später in Boris Nienalts schönes Gesicht auf meinem Handydisplay. Das einzig Hässliche an ihm waren möglicherweise seine Haare, er hatte sie abrasiert. Glatte Haut. Die Ohren standen ab, sie erinnerten an eine Fledermaus. Oder ich wollte an eine Fledermaus denken, damit er mir weniger gefiel. Graubraune Augen, ungefähr mein Alter. Etwas jünger vielleicht. Ein voller Mund.

»Na«, sagte Johnny, »taub?«

Seine Hände legten sich von hinten auf meine Hüften. Ich freute mich, dass er da war, und zuckte zusammen, als habe er mich bei etwas ertappt. Sein Kinn drückte gegen mein Schlüsselbein, ich starrte auf die Klumpen in meinem viel zu lang gerührten Zitronenschaum, dachte halb bewusst »retten«, während meine Lippen flüsterten »wo bist du?, wo?«, obwohl Johnny hinter mir stand und mich umfassen hielt, aber mein Gesicht sah er nicht und nicht das, was ich in Ermangelung (»in Ermangelung« – welch steifer, stolzer Ausdruck) eines anderen Wortes mein Herz nannte, es pochte auf wehmütige Weise aufgeregt, als wolle es sich spalten und freue sich noch darüber, obwohl es schmerzte, und so drehte ich mich zu Johnny und küsste ihn auf den Mund. Noch während ich es tat, spürte ich, wie er erstarrte vor Erstaunen oder gar Schrecken, dabei erschrak ich selbst und murmelte: »Ich habe zu viel Angst.« Ich weiß nicht, ob er mich verstand, denn wie hätte er wissen sollen, dass ich halb mit ihm, halb mit einer verklungenen Radiostimme sprach, also räusperte ich mich und sagte lauter (und wohl um mich zu fangen, wie es so heißt): »Vater wird verrückt, er hat ein Spinnennetz im Kopf!«, woraufhin Johnny lachte, seine Stimme wurde höher dabei, er lachte von unten nach oben: »Das war er doch immer schon.«



Eustachius Grolmann, international bekannter Neurologe und Hirnforscher, Koryphäe, Faktotum, Teil der aufblühenden Bundesrepublik, ängstlich im Geheimen, forsch nach außen, stur überall, ehrgeizig, geheimniskrämerisch, 647063 Einträge bei Google, für jeden Flugzeugsitz zu lang, Krummrücken, Adlerauge, stand mit brennender Zigarette auf meinem Institutsflur, direkt unter dem Brandmelder und redete auf einen Postdoc ein. Das Timbre seiner Stimme, der melancholische, dann wieder durchdringende Blick. Meine Mitarbeiter hielten seine Ausführungen für versteckt genial und waren danach tagelang für die disziplinierte Arbeit an Maschinen und Tieren nicht mehr zu gebrauchen: Wer wollte Äffchen groomen, wenn er von einem Paper mit Zweitnennung hinter Vater und baldigem Nobelpreis träumte.

Weiß, groß, unscheinbar: mein Affenhaus. Ein Forschungsbau der 70er, zur Straße hin sicher umzäunt, versteckte Kameras, ein vom Wärterhäuschen gesteuertes Tor aus Metall und Holz. Am Empfang im Gebäude selbst saß eine freundliche Frau hinter Kirschbaumimitatwänden und Schiebefenster, der schwarz gekleidete, muskulöse Wachmann blieb unsichtbar. Mein Affenhaus: high security. Im ersten Stock begann die Welt, die ich liebte, sie roch nach Apotheke, Affen und Menschenschweiß, der Flur hinter der Schleuse klang wider von Schimpansenschreien und dem hohen Bellen der Bonobos. Ein Tierpfleger, der das Rauchen nicht lassen konnte, lehnte gegen die Stahltür, an der das Übergangsritual begann, und lächelte mich an.

Unsere Forscherzellen im Straßengebäude waren trocken und niedrig. Holzvertäfelte Wände. Grauer Teppichboden schluckte unsere Schritte ebenso wie jene der Evaluierungskommissionen und regelmäßig erscheinenden Journalisten. Kein Zutritt zu den Tieren! Primaten fingen sich jede denkbare Menschenkrankheit ein – da war sie wieder, die frappierende Ähnlichkeit des

Genoms, die eines auf jeden Fall bedeutete: Schwächen teilten wir. Im Übrigen sahen unsere Fellhominiden nicht anders aus als ihre Artgenossen im Zoo, sie benahmen sich nur besser in kleinen wie großen Gruppen, wir hielten bis zu 30 Tiere unterschiedlichsten Alters und Geschlechts zusammen: Rudel, Rotte, Radau!

Stundenlang saßen Diplomanden, halb hinter Vorsprüngen getarnt, in äffischem Tropenklima auf ökologisch korrekten Schemeln und führten Strichlisten. Wir zählten, wir beschrieben, hatten ein Repertoire von 250 Gesten zwischen Schimpansen entdeckt, Mimik kam hinzu. Waren sie großzügig, waren sie gnädig, kommunizierten sie mit uns. Ich stand vor einem der Käfige, versuchte, ein sich ständig lösendes Pflaster (Sima, Brotschneiderin) besser an meinem Daumen zu befestigen. Amanda, unsere Uraltschimpansin, nur wenig jünger als ich, noch in Freiheit geboren, drückte sich an die Scheibe, zog eine besorgte Schnute, grunzte und sah mich an. Ich zeigte ihr die Wunde, sie betrachtete ihren Daumen und hielt ihn mir entgegen, ich befestigte das Pflaster an meinem, sie machte mir Zeichen, unmissverständliche Zeichen, es abzuziehen, und beruhigte sich erst, als ich ihrer Anweisung Folge leistete. Das neueste Projekt: Konzeptionen des Selbst beim Schimpansen. Wir hatten Erfolg, konnten Rudelverhalten erklären, zuweilen sogar voraussagen. Ein Kulturanthropologe hatte mich auf Wittgensteins Löwensatz hingewiesen: dass wir den Löwen nicht verstehen könnten, selbst wenn er unsere Sprache spräche. Den Unterschied nannte Wittgenstein Lebensform. Wir, so der Kollege, seien zu sehr Mensch. Nur Mensch.

Mensch mit der Menschmaske im Gehirn.

Wohl wahr. Dennoch hatte er mich nicht überzeugt. Affen waren keine Löwen. Sie standen uns näher. Erschreckend nahe. Verwandte ersten Grades (eine winzige Evolutionsstufe entfernt). Sprachen nicht, aber verhielten sich. Ließen sich steuern. Dann wieder überraschten sie uns. Nur damit hatte der Anthropologe

Recht: Es war unabdingbar, ständig von neuem an den Methoden zu zweifeln. Wir zählten, wir beschrieben. Worüber dachten wir nach?

Ich fand den Affen im Menschen bemerkenswerter als den Menschen im Affen. Siehe Vater.

Der zum wiederholten Mal die Nase krauszog, um auf sich aufmerksam zu machen. Um mich daran zu erinnern, dass er Affen mindestens so sehr liebte wie ich: ihren modrigrsüßen Wildtiergeruch, das weiche Fell an ihrem Bauch, die polierte Bernsteinfarbe der Irisringe.

Der Postdoc ging – Jeans, kleiner Po, zwei Affenarme, die sich auf seinem Rücken fassten –, und mein Erzeuger sagte, wobei er eine Schwade Zigarettenrauch ausstieß: »Jetzt, wo ich alt werde, gibt es eine neue Freiheit.«

Als wäre er nicht längst alt.

»Eine Freiheit«, sagte mein verjüngter Vater, »größer als je zuvor, nämlich im Kopf – und«, setzte er hinzu, wobei er mich von oben bis unten musterte: »im Körper!«

Nicht nur im Kopf, sondern im Körper.

Ich dachte: Stach, zweiundachtzigdreiviertel, Prostata intakt, vierter Frühling.

Eine osteuropäische Laborantin, die nach dem Erbe schielte?

Ein ekliger Gedanke. Eklig von mir. Ich schämte mich, hielt meine Unterstellung indes nicht für unwahrscheinlich. Vater piff seit Wochen geradezu vor Vergnügen. »Glückliche Räume!« Als hätte Glück je in seinem Leben eine Rolle gespielt. Als wäre Glück eine Kategorie gewesen.

Es gab exakt drei mögliche Gründe für seinen Übermut: Frau. Drogen. Exorbitante Forschungs idee.

Er hatte mich beobachtet, fügte da auf dem Institutsteppich, der alle Schritte aufsaugt, alle Erschütterungen, damit unsere Tiere nicht erschrecken, in souveräner Rhetorik und trotz Alterschrumpfung noch immer größer als ich, also durchaus von oben

herab ein »exakt, im Körper!« an, setzte sein neues Grinsen auf und tänzelte davon.

Typisch. Stets in Bewegung, der Mann, selbst wenn er saß, und er wollte viel sitzen, weil so die Bewegung gezähmt war, er liebte es, an einem festen Punkt zu verharren, während er sich bewegte, also fuhr er mit dem Auto zu seinen Kongressen, während in der Bahn alles in ihm nur noch stärker in Unruhe geriet, er im Zug auf und ab lief, obwohl sich der Zug ohnehin bewegte, die Mitreisenden bemerkten es natürlich und sahen ihm die mangelnde Sesshaftigkeit an. Wir Kinder hatten das nicht, »wenigstens haben die Kinder das nicht«; man verbot uns das Herumlaufen oder spielte mit uns, so saßen Sandra und ich im Abteil fest, mit den zu kurzen Kinderbeinen, den über dem Boden baumelnden Füßen. Eustachius ließ uns nicht umherlaufen, wie die anderen Kinder umherliefen, antiautoritär war ein Luxus, den man sich nur auf dem Boden einer ausgeprägten Sesshaftigkeit leistete, während wir, Sandra und ich, immer so still saßen und so wenig auffielen, dass sich sogar unsere Großeltern Lilly und Hannes in unserer Stille verstecken konnten. Nur der Zug schlängelte sich, einer aus Eisengliedern zusammengesetzten Leine gleich, durch die grasige und narbige Landschaft, vor 40 Jahren waren die Strecken krummer als heute, und Johnny sagte: »Das Wegenetz der Bahn folgt anderen Gesetzen als das Straßennetz«, und Stach sagte: »Das Wegenetz einer Flucht zieht man ein Leben lang hinter sich her.«

Ich schaute ihm nach. Sein Karl-Valentin-Gestell – spindeldünne Beine, zu langer Oberkörper – war schief, die Schultern indes wirkten breiter als die des jungen Postdoc fünf Minuten zuvor.



Kam ich bei ihm zuhause vorbei, abgehetzt, das Institut, die Einkäufe, und fragte ihn »was hast du gemacht?«, hatte er jedes Mal vorm Fernseher gesessen.

Er trank nicht, er rauchte nicht, arbeitete diszipliniert, extrem protestantisch-preußisch, extrem getrieben, ehrgeizig und inspiriert bis zu seiner Emeritierung 1999. Und nun? Vor sieben Jahren war er überraschend an den Stadtrand gezogen. Kompositenviertel: eingezäunte Villen, die Gärten verficchtet und verulmt. Mitten darin Eustachius im Ruhestand. Ein Häuschen! Als habe er exakt davon ein Leben lang geträumt. Es war klein, ein gelb verputzter Ziegelwürfel mit rubinfarbenem Märchendach aus der Zeit, als deutsches Glück aus der Formel »Zaun, Haustür, Kleinfamilie« bestand.

Es gab einen REWE-Markt und eine Kneipe einen halben Kilometer entfernt. Vater sagte: »Hält mich fit.« Den Rest der Zeit fuhr er ins Institut, telefonierte mit Esther oder legte die Füße auf die Couch. Ein harmloser Alter vorm Heizstrahler. Mindestens 50 Exemplare der *Apothekenrundschau*, die er früher verachtet hatte, stapelten sich in der Küche neben dem Pillenschieber mit Blutdruckmittel, Magnesiumpulverchen und Ginseng. Vor Stach aber, im Wohnzimmer, lag das *Journal of the Sciences* (pdf-Vorabedition, beharrlich druckte er sie jedes Mal aus), und auf dem Tablett, das er sich eigenhändig an die Couch gebaut hatte (man konnte es aus der Lehne klappen, *Safari light*), dampfte ein bonobodunkler Espresso vor sich hin. Die Maschine, 1700 Euro, gurgelte leise nach.

Vater trug ein glänzendes, elegantes Hemd, das fehl am Platz wirkte. Er war gereist in den letzten Monaten, Thermen, Gelenke, hatte sich also reichlich gewaschen, sah jedoch, ich konnte mir nicht helfen, grau aus. Nicht dreckig, eher unabwaschbar staubig, vor allem im Gesicht. Ächzend kam er aus dem Sessel hoch und gab mir die rissige Hand.

»Deine Haustür war offen.«

»Ach so«, sagte er, »ich dachte, du hättest dir heimlich einen Schlüssel besorgt.«

»Wäre praktisch.«

»Von der Gartenarbeit«, sagte er.

Sprünge dieser Art kannte ich, gewöhnt hatte ich mich nicht an sie. Er setzte sich und zog sich die Mütze mit beiden Händen über die Ohren. Eine Kleinkindgeste, seltsam an dem hochgewachsenen Mann, den die Kopfbedeckung, ein beiges Strickgetüm mit umlaufendem Runenband, nicht attraktiver machte. Ich packte aus, was ich eingekauft hatte, Ingwer-Honig-Bonbons, Handcreme für Gärtner, Sonnenblumenbrot. Immerhin wirkte das hutähnliche Ding auf seinem Kopf logischer als die Gartenarbeit: Seine Wohnung war kalt. Er heizte aus Prinzip erst ab November, und die Küche heizte er überhaupt nicht. Aufrecht saß er da und begutachtete, was ich hervorholte. Besser, dachte ich, er hat Rückenschmerzen und versucht sie zu verstecken, als wenn er wieder ins Institut fahren würde, das schließlich mein Institut ist, in seiner alten Lederjacke auf dem Gang herumsteht, noch eine raucht und die Diplomanden aufmischt mit Frauengeschichten (nicht so schlimm) und seinen Fragen (schlimm).

Vor ein paar Tagen hatten sich die Postdocs in der Schlange zur Essensausgabe über ihn unterhalten. So eifrig, dass sie nicht bemerkten, dass ich hinter ihnen stand. »Ambrosiana« hatte er zu einem von ihnen gesagt und dabei schwärmerisch die Augen verdreht! In einer hebräischen Bibel der Ambrosiana in Mailand sei das Ende der Menschheitsgeschichte als Tierwerdung des Menschen dargestellt. Da saßen die Gerechten in paradiesisch lichten Schatten, verzehrten die biblischen Ungeheuer, diese mächtigen Vorräte Gottes, etwa den Fisch Leviathan, zusammengerollt in den Wassern, größer als der Erdmond, ebenso den roten Ochsen Bethemoth, und offenbarten dem Betrachter ihr tierisches Antlitz: den Reißschnabel des Adlers, die widerleuchtenden Augen der Raubkatze, das schnatternd gespitzte Affenmaul.

Unter Vaters Ohrläppchen klebte ein Gipsknöllchen. Als ich es ihm abzupfte, lachte er wie eine Kreuzung aus Otter und Charly Chaplin: »Ich denke über das Inselexperiment nach.«

»Willst du auf eine Gipsinsel auswandern?«

Er zog eine Schimpansenschnute. Die Inselgeschichte wird in unserer Familie Zur-guten-Nacht erzählt: Affenhorde A entdeckt, dass man mit einem von Forschern auffällig ausgelegten Hammer eine Kokosnuss besser öffnen kann als mit Steinen oder bloßen Händen. Obwohl es keinen Kontakt zu Insel B gibt, lernt kurz darauf auch Horde B, den Hammer zu benutzen. Sie begreift es unverzüglich und ohne Anweisung – als wäre das Wissen um den Werkzeugeinsatz, einem Virus gleich, durch die Luft von Insel zu Insel geflogen.

»Virus des Wissens«, sagte Vater mit leichtem Lippenschmatzen, die Tüte Ingwer-Honig-Bonbons in der Hand.

»Doch!«

Er beschäftigte sich mit Kanälen, neuen und alten. Mit Tierkooperation etwa. Tierdank! Ob ich gelesen hätte, fragte er aufgeregt, während er an einem Bonbonpapier drehte, wie der von Tiefseetauchern nach Stunden anstrengendster Arbeit unter Lebensgefahr an der australischen Küste aus einem Fischernetz geschnittene Buckelwal, kaum befreit, zu jedem der Taucher geschwommen sei, um ihn mit der Nase anzustupsen.

»Ja«, sagte ich, »ja, Vater.«

Man musste aufpassen, nicht zu unkonzentriert zu klingen, zu herablassend. Da waren alte Menschen, wie ich inzwischen nur allzu gut wusste, empfindlich. Sogar Stach, der sich früher um so etwas nicht im Geringsten geschert hatte. Wie er selbst sagte: »geschert«. Nach fast 70 Jahren in Bayern.

»Hör mal«, er öffnete den Mund, holte Luft, schloss die Lippen, lächelte verlegen: »Fährst du mit zu Maggy Kowalski?«

»Ist das eine neue Inselforscherin?«

»Nein, die Lene!« Er schob sich das endlich aus der Packung gefitzelte Bonbon zwischen die Zähne: »Unscher letztschtes Mädchen zuhausche.«

»Ach so«, sagte ich, als kennte ich die Frau. Als wäre es normal,

dass »zuhaus« Oels meinte. Wie das Wort »Mädchen« verriet. Normal daran war, dass Vater davon ausging, dass ich kannte, was er kannte. Seit seinem 80. Geburtstag spätestens lagen seine Vorstellungskräfte, was das Innenleben anderer Wesen betraf, unter null. Zumindest, wenn es um Menschen ging.

Als ich ja sagte, lächelte er. Affen tragen Fell; unter den Achseln und an den Genitalien sind sie nackt. Anders als wir. Affen entblößen, wie alle übrigen Tiere des Planeten ihre Zähne, um vor einem Angriff zu warnen. Tieraffen. Menschenaffen zeigen ihre Zähne, um zu warnen und um zu beschwichtigen. Sie lecken einander am Arsch, sie katzbuckeln und schlagen sich auf die Brust.

Bonobos praktizieren sogar den Zungenkuss. Nur die Engländer glauben noch immer, die Franzosen hätten ihn erfunden.

An Nähe und Glück angesichts der Zähne des anderen denken nur wir. Ich pflückte Vater ein weiteres Gipsknöllchen vom Kragen.

»Ähm«, sagte er, »ich spachtle den Keller aus.«

Ich lächelte ebenfalls. Ein interessanter Satz. Allemal angesichts der Tatsache, dass sein Haus keinen Keller hat.



Ich fror an den Füßen, die Anzeige des Weckers sprang von 03:14:37 auf 03:14:38, mein Magen knurrte wie immer, wenn ich mitten in der Nacht aus ängstlichen Träumen emporfuhr. In meinem Alter empfahl sich der Griff zu Kaugummi, kalorienfrei.

Unter der Dachluke summte die Stadt, über den Himmel fingerten die ewig bunten Laserstrahlen vom Königsplatz. Ich litt unter mehreren geheimen Grundgefühlen, die mich leiteten und nicht sonderlich geheim waren. Zum zweiten Mal in meinem Leben kümmerte ich mich um Eustachius. Anders als vor 40 Jahren war er abwechselnd vergesslich und liebenswürdig. Anders als vor 40 Jahren hatte ich eine Tochter, die an ihm hing.

Stärker als sie an ihm hing nur er an ihr.

Seine Weichheit an manchen Stellen überraschte mich.

Seine nun oft feuchten Lippen und wie sie sich weiteten. Ihm etwas Weibisches gaben.

In dem nicht übermäßig faltigen, wenn auch erschlafften Gesicht, das trotz der weißen, grauen und zum Teil noch immer schwarzen Bartstoppeln geschlechtsloser aussah als früher.

Meine Hilfe nahm er mit der Grandezza eines verwöhnten Mädchens entgegen. Während ich mit Forschungsverwaltung, Lehrverpflichtungen, Geldbeschaffungsprogrammen kämpfte und bestenfalls einmal im Monat einen echten Primaten zu sehen bekam, probierte er an unseren Bonobos seine allerneueste Affenmamasprache aus: gab bestimmte Schnalzhechelgeräusche von sich, zog ein äffisches Spielgesicht und lief dem Transportwagen oder dem Mitarbeiter, der den Affen trug, über den Flur hinterher.

Der Güterzug von 03:10 Uhr, 12 Minuten zu spät. Ich schob den Kaugummi von der linken Backetasche in die rechte. Was ich nicht verstand, war meine Nähe zu ihm. Jahrelang war ich gereist, hatte geforscht, mit Johnny und Esther gelebt, während Vater ebenfalls reiste, forschte, mit sich lebte und seinen Affen, den ewigen Affen. Abgehoben wie immer, erfolgreich beschäftigt. Fröhlich! Ab und an rief er an, fragte kurz, wie es gehe, sprach lange mit Esther. Erst seit neuestem bewegten auch wir uns nochmals aufeinander zu. Ich fand ihn zugänglicher als früher, witziger, ja charmant.

Manchmal spürte ich seine Einsamkeit.

Kelche, Schalen, Vasen, Gläser – ein flimmernder, herrischer See. Sonnenstrahlen fallen durch die hohen Fenster in die Halle, fangen sich in dem übereinandergestapelten Kristall, das die Luft in blendenden Dunst verwandelt. Draußen dämmt es, Amseln zwitschern. Ein Junge hat einen Flügel der hohen Holztür geöffnet, steht erstarrt auf der Schwelle. Die Kappen seiner Schuhe feh-

len, rechts schaut ein grober grauschwarzer Strumpf heraus; die Haut über den Schäften ist nackt und bläulich vor Kälte. Auf das Verbindungsstück zwischen den Hosenträgern seiner Lederhose ist eine eingerissene Edelweißblüte genäht. Ich kenne ihn so gut, dass ich von dem hinter der Blüte verborgenen Täschchen weiß, in dem er drei Reichsmark und einen kleinen selbstgeschnitzten Stempel in Form eines Schweins versteckt.

Es ist die Turnhalle der größten Schule der Stadt. Sprossenwände, Rutschstangen und Ringe, sinnlos unter der Decke festgezurrt. Das Gebäude ist langgestreckt, und es dauert, bis er begreift, was er sieht: Bis in die hintersten Ecken hat man es mit Tischen gefüllt, kleinen, großen, hohen, niedrigeren, Tischen aus reich beschnitztem Kirschholz, mit polierten Eichenplatten, manche nackt und roh, andere mit Leintüchern bedeckt. Kristallschalen, Karaffen, Sektkelche, Vasen jeder Art, facettierte Löwenköpfe, sogar ein Paar erhobener Bärenpranken stehen darauf – der gefrorene Reichtum der Stadt, hart und schön.

Zögernd streckt der Junge den linken Arm nach einem der Glaskelche. Das Knarren der Tür in seinem Rücken erschreckt auch mich. Es war der Wind. Die hereingedrückte Luft riecht nach Schnee.

Er ist vierzehn und ein paar Monate. Er sieht älter aus. Er hat Hunger. Ein Schwan treibt über ausgewaschenes Leinen, Glashunde geben Pfötchen, eine dunkelrote Bache schnüffelt neben weißbroten Frischlingen, fünf blaue mundgeblasene Engel schlafen an eine überirdische Christbaumspitze gelehnt, kunstvoll geschliffen, böhmisch, mährisch, unwiederbringlich, alt.

Bot man den erwarteten Russen an, was man besaß, als nütze das Opfer: »Nehmt, dafür lasst uns in Ruhe?« Oder hieß die Geste: »Uns erschlagt ihr sowieso, lasst wenigstens das hier heil.«

Heil.

Er hat Brot gesucht.

Seine Haare stehen stachlig nach oben.

In dicht gebündelten Strahlen schießt das Abendlicht durch die knapp unterm Dach angesetzte Fensterreihe auf das Deck des stillen Schiffes. Alles ist deutlich, voller Zeigekraft: die Lebensgischt zu dicken weißen Krusten und Eisspitzen, zu Seeögeln und Fischen erstarrt.

Vorwärts! Vorwärts!

Schmetterten die hellen Fanfaren,

Vorwärts! Vorwärts!

Jugend kennt keine Gefahren.

Vater weint. Seine kamilleblonden Brauen, sein zitternder Mund. Das kindliche, noch unbeflaumte Kinn. Ich sehe ihn vor mir, träume von ihm. Vater, jung und, wie mir scheint, noch unverletzt. Vater mit all der Lebensempfindlichkeit, mit der er zur Welt gekommen war. Noch weich. Nach diesem Menschen sehne ich mich wie nie zuvor in meinem Leben nach etwas oder jemandem. Wie nach etwas Lebensgeliebtem.

Das gibt es nicht?

Doch. Ich strecke die Arme aus.



Unter dem rauhen Haarbesatz liegen, kaum umhüllt von Fleisch, die Knochen, lang und leicht, als wären sie hohl, damit ihr Besitzer mühelos an einem Finger schaukeln kann. Haut sieht man nur an den Ohren, den Brustwarzen, am Geschlecht. Die Weibchen sind sozial besonders geschickt, ihre Fickfreude beherrscht und befriedet die Horde. Wir trainieren sie mit Klickern, auf einen Doppelpfiff springen sie uns an die Brust. Den Affen spürt man gleich: Die Füße greifen wie Hände. Schon die Babys stinken nach Wildtier. Hitze läßt sie noch auf in ihrer Dunkelheit, die ihnen auch aus den Pupillen fließt, cremig, unheimlich, sanft. Sie riechen nach Urin und unbändiger Kraft.

Unsere Forschung zielt auf den Unterschied zwischen ihnen

und uns. In den Genen finden wir eine Nähe, die wir nicht verstehen. Dabei fühlen wir, wie fremd sie sind: das Fell, der stark nach vorn gewölbte Oberkiefer, die tierische Hand, Klaue doch fast. Bis sich, mitten im Versuch, ein menschlicher Daumen auf dich zuschiebt. Zwar greift er anders als deiner, doch es ist die vertraute Form. Haarlose warme Haut. Du bist berührt. Spürst die Nähe. Da dreht der Affe den Arm. Du siehst Fingernägel, nicht Krallen. Doch wie grob die Nägel sind, wie schwarz. Solches Schwarz kennst du nicht: glanzlos tief, saugend, satt. Du bist auf einer Achterbahn: Jeder Blick zeigt dir Verwandtschaft und Differenz, und die Frage, wer diese Affen sind, verbindet sich, jetzt, endlich, denn du bist langsam und du hast dich dagegen gewehrt, mit der Frage nach dir selbst.

Meine Arbeit baut auf den Ergebnissen meines Vaters auf.

Er studierte von 1948 bis 1951 Medizin, habilitierte sich in Biologie, blieb in der Stadt, in die er als Flüchtling gekommen war. Hausberufungen waren erlaubt. Gute 30 Jahre später ich: Biologie. Promotion, Habilitation. Dasselbe Gebiet, andere Ausrichtung. Eustachius emeritierte, ich bekam einen Lehrstuhl auf Zeit in Jena. Er reiste, hielt Vorträge, war bekannt. Er nutzte seine Vergangenheit, ich arbeitete an meiner Zukunft. Jetzt, seit fast zwei Jahren, lehre ich an seinem neu definierten Institut. Verhaltensforschung, vergleichende Menschenkunde. Ich sitze nicht auf seinem Lehrstuhl. Es gibt diesen Lehrstuhl nicht mehr. Ich sitze dem Institut vor, das aus Vaters Grundlagenarbeit hervorgegangen ist.

Unser Gehirn verfährt chaotisch und rekursiv. Es antwortet sich selbst, entscheidet dem Bewusstsein voraus. Es ist das eigentliche Tier.

Das Tier, das unser waches »Ich« umfasst.

Das war Stachs Entdeckung.

Bis zu zehn Sekunden, bevor ein Proband den linken oder rechten Knopf drückt, manifestiert sich seine Entscheidung bereits in

den Erregungsmustern seiner Zellen. Das Gehirn hat gewählt, die Testperson tappt noch im Dunkeln.

Das gilt für Affen. Und für Menschen.

Eustachius' Fund ging durch die Gazetten. Eustachius ebenso. Er hasste diese Art von Öffentlichkeit, hatte aber das Gefühl, sie aushalten zu müssen. Die Aufregung war beeindruckend. Der freie Wille – eine Illusion? Vater wiegelte ab. Insinuierte freilich, man müsse umdenken. Etwa im Strafrecht. Erneut schrie man auf. Der freie Wille, ein multifunktionales Konstrukt? Vater sagte: eine nützliche Illusion. Eine menschliche Illusion.

»Menschlich« meint bei ihm menschenartig. Ein biologisches Wort. Eustachius Grolmann, aufgewachsen in einem ununterbrochenen Propagandafackelmarsch, manipuliert, eingeseift, auf Vaterland, Opfer, Kampf gedrillt, in eine enge Blut- und Rassewelt gesperrt, entdeckte an Affen und Menschen die chemische Unfreiheit.

Nienalts Buch half mir. Zum ersten Mal stellte ich mir Vater als Dreijährigen vor, als Siebenjährigen, als Pimpf. Tausend Jahre, so der Psychologe, seien eine beruhigende Ewigkeit für ein Kind. Mit der Sammelbüchse fürs Winterhilfswerk, Gemeinnutz vor Eigennutz, Teil des Parteiprogramms, stand Eustachius auf dem Ring in Oels, vor der Erlöserkirche, am Tor der Oelser Schuhfabriken Gustav Klemm. Mit zehn bekam er eine Eins für den Aufsatz »Stukas über Moskau«. Jüngere Mitschüler hießen Adolf, Gernot, Wolf. Deutschland war das einzige gute Land auf der Erde. Er sammelte Flieger, Panzer, Helden. In den Ferien sang er für die Heimat, fuhr Rad für die Heimat, zeltete für die Heimat, erntete für das Reich.

Am 10. November 1938 reiste er mit seinen Eltern nach Breslau. Daran erinnert er sich. Er sagt: Ich erschrak vor den Scherben, den geschlossenen Läden, den Wachen, den Löchern, den Klebestreifen, den Gesichtern, in denen die Löcher und die Leere wiederkehrten, eingeschlagenen Gesichtern, manche bunt: blau,

grün, gelb, und selbst die bleichen, porzellanweißen eingeschlagen, wie tot.

Er sagt: »Erinnere mich nicht daran.«

Vater war für ein paar Tage zuhause geblieben, die Aktionen der Tierschützer trieben ihn aus dem Institut, er kam durch diese Art von Widerstand stark aus dem Tritt, sie erschütterte seine Sehnsucht nach einer heilen, ihn fördernden Welt und machte ihn krank. Dennoch spielte er mit mir Mensch-ärgere-Dich-nicht, und ich fragte ihn, vielleicht, weil ich die Frage im Fernsehen gehört hatte und nicht vergessen konnte, vielleicht auch, weil ich sie mir selbst in Bezug auf meine Eltern beantwortet hatte (und die Antwort lautete »nein«): »Wenn ich sterbe, würdest du dann auch sterben wollen?«

Er wurde bleich, und seine Augen begannen, sich über mich zu streiten. Eines mochte mich, das andere hatte Angst vor mir. Die Angst erschreckte mich.

Aus Menschenfurcht hatte Eustachius begonnen, an Affen zu forschen. Primaten, die große friedliche Utopie: ihre Ähnlichkeit mit uns, ihre Karamellaugen, ihr Schmelz.

Einem wie ihm mussten Graugänse lächerlich vorkommen. Wie mir. Endlich, nach Jahren, fand er die schützende Unfreiheit des Affen auch im Menschenkopf. Jedenfalls ihren Abglanz. Nicht der Wille des Subjektes bestimmte, was das Subjekt unternahm – sondern sein Gehirn. Seine Vernetzung und Taktung, seine Neigung, stets die gleichen elektrischen Zustandswolken zu bilden, gewohnte Simultanerregungen anderen Simultanerregungen vorzuziehen. Seine erlernte Gleichschaltung. So rechtfertigte er sich – und andere.

Sein Ergebnis bedeutete: Was du heute entscheidest, folgt stärker, als du annehmen möchtest, aus deiner neurologischen Geschichte. Woraus nicht philosophisch oder psychologisch, sondern physiologisch folgt: Was war, endet nicht.

Menschenfurcht. Und ein mit Reisen gefülltes Frühjahr? Zu ita-

lienischen Thermen? Um müde inmitten wabbeliger halbnackter Pseudotiere an müde plätschernden Wässerchen zu liegen? Ich recherchierte seinen letzten Ausflug. Vater war nie sonderlich auf seine Gesundheit bedacht gewesen; seiner Überzeugung nach suchten nur Depressive, Befehlsempfänger und hoffnungslos vergrinste Menschen Ärzte auf.

Alle Hotels und Herbergen Abanos telefonierte ich durch: Er habe seinen Ehering verloren, erinnere sich nicht, wo er übernachtet habe, alt, völlig aufgelöst. Bereitwillig blätterte man elektronische Ordner auf: nichts. Ich rief die Reisezentrale der Universität an. Der alte Charmeur: Er bringt den Damen Eis ins Büro! Sie buchten ihm einen Flug nach Kinshasa, via Paris, elf Stunden. Jeep am Flughafen. Kurzfristig bestellt, 1763 Euro. Sonderangebot, pauschal.



Wir saßen zu dritt in seiner langgezogenen Küche und richteten den Kühlschrank für Kaiserin Katharina her, Stachs maurische Landschildkröte. Unter den vier Fenstern der Außenwand befanden sich die Anrichte und die Spüle, die linke Schmalseite teilten sich Herd und Besenschrank. Gegenüber der Anrichte stand ein kleiner weißer Tisch mit zwei Stühlen und einem Hocker. Die Tür neben ihm führte in den Flur, die Schiebetür an der zweiten Schmalseite ins Wohnzimmer. Der Haselbusch vor dem rechten Außenfenster wedelte mit seinen gelben großen Blättern. Sonntag, früher Nachmittag.

»Familie ist Fernsehen«, sagte Vater.

Esther lehnte an der Anrichte und bediente ihr Handy. Ihre Finger bewegten sich mit Affentempo, wie man sagt, obwohl es nicht stimmt – tippende Jugendliche sind schneller als Affen. Wenn sie sich konzentriert, sieht sie Johnny ähnlich, sie hat seine Locken, seine kurze Nase und zieht bei Anstrengung eine Falte zwischen

den Augen, vor der ich sie warne. Was sie ignoriert. Schau ich sie an, kann ich nicht glauben, selbst einmal auch nur ansatzweise derartig rosig und prall durch mein Leben gelaufen zu sein. Dicke Brüste, rundliche, fast babyhafte Arme. Dazu eine schweigsame Gründlichkeit, die ich nicht verstehe. Keine Frau in keiner unserer Familien war jemals so stumm, selbst Johnnys friesische Mutter ist in dieser Hinsicht das Gegenteil.

Kaiserin Katharina erwartete ihre Winterruhe. Mehrfach hatte sie in lauwarmem Wasser gebadet und ihren Darm entleert. Jeden Herbst setzte Vater sie auf feuchter Gartenerde in den Kühlschrank, schob das Gerät in die Vorratskammer (drei Außenmauern). Der riesige neue Schrank (mehrere Nullgradzonen sowie Gefrierfächer) war zu voll, um Katharina aufzunehmen. Vater behauptete, er sei Vegetarier geworden, Esther habe ihn dazu gebracht. Ich sah Brokkoli, Kohlrabi, Blumenkohl, Möhren, Äpfel, Romanesco, Papayas, Mangos und nahm ein Netz Walnüsse aus dem Fach.

»Familie ist Fernsehen!«, wiederholte Stach und nickte den Nüssen zu. Jeder Einzelne ein Bildschirm, aber alle an denselben Sender oder Server geschlossen. Server wie »Surfer«. Seine englische Aussprache war miserabel, obwohl er seit mehreren Jahrzehnten seine Vorträge auf Englisch hielt, wie jeder im Fach.

»Lenk nicht ab«, sagte Esther. Sie ging ihren jüngsten Tiereschutzbogen mit ihm durch. Zwei Blätter, 65 Fragen. Der Tier-Hau (so Johnny) ist in unserer Familie erblich, bei Esther schlimm. Dabei hiberniert Stach Kaiserin Katharina seit fast 40 Jahren, seit Ines ihn verlassen hat. Die mir bis heute am Telefon sagt, dass sie durch eine Schildkröte ersetzt worden sei habe ihr dann auch nichts mehr ausgemacht.

Vater legte die Stirn in Falten und ruckte an seiner Mütze. Die Strickrunen taumelten um seinen Schädel wie ein kollabierender Zaun.

»Kommt, ich zeig euch was.«

Im Wohnzimmer legte er eine selbstgebrannte DVD in den Spieler. Als er sich zu uns drehte, fiel mir auf, wie fest er den Mund zusammenkniff. Meinem Blick wich er aus.

Regenwald, Mittagslicht. Schimpansen, eine große Gruppe von über 50 Tieren, so der Sprecher, richtete sich in den Kronen einiger mittelhoher Bäume für den Verdauungsschlaf ein. Vögel, Mischungen zwischen Krähe, Kuckuck und Elektro-Nachtigall, schrien durchdringend. Ein Jungaffe schöpfte sich mit der Hand Wasser aus dem Trichter einer Astbromelie in den Mund, spuckte es angewidert aus. Wir lachten über sein entsetztes Gesicht: wie menschlich!

Affen taten mir, wie auch Vater, gut: Sie waren, verbunden mit allem, was sie umgab, im Halbdunkel des Urwalds so selbstverständlich zuhause, von Sonnenstrahlen und warmem Regen gekraut, so sicher und dem Leben gegenüber entspannt. Weibchen, die Kleinsten an den Brüsten, rückten zusammen, ihre Blattnester, es war also Regenzeit, schwebten auf etwa zehn Metern Höhe über dem Boden. Ein hochrangiges Männchen, stark bemuskelt, rälkelte sich in einer Baumgabel, Äste voller Blätter hingen ihm ins Maul. Die Gruppenältesten, Männchen wie Weibchen, schoben Wache; die Kamera glitt durch die Krone, folgte einer stark farbigen Echse einen Stamm hinab und fing, offensichtlich zufällig, eine Gruppe von fünf oder sechs Jungmännchen ein, die sich im typischen vierfüßigen Knöchelgang der Menschenaffen, abgestützt auf dem zweiten und dritten Fingerglied, also möglichst lautlos, leicht geduckt, einander Sichtschutz gebend, von der Gruppe entfernte.

»Pan troglodytes schweinfurthii«, sagte Stach.

Ich schaute zu Esther. Kannte sie sich inzwischen mit Affenarten aus? Schweinfurthii lebte im nördlichen Kongo. Stach und sie benutzten das gleiche Handy mit der gleichen Flatrate, den gleichen Apps. Vater simste mehr als ich.

Die leisetretenden Schimpansen glichen in Körper- und Kopf-

haltung Menschen auf Kriegszug. Fehlte nur die Bemalung. Entgegen aller äffischen Gewohnheit hechelgrunzten sie nicht, ja, ließen nicht den geringsten Lippenschnalzer hören. Nach einer Weile hielt der Vorderste inne und sicherte, indem er sich ein wenig aufrichtete. Die anderen rannten tief gebückt zu den nächsten Stämmen und kletterten hinauf. Ich schätzte sie zwischen neun und 14 Jahre, in der Pubertät oder gerade darüber hinaus.

Unter lautem Kreischen fielen sie einige Schimpansen an, die zur Nachbargruppe gehörten und einander mittäglich friedlich auf den Ästen eines großblättrigen türkisfarbenen Baumes das Fell pflegten. Nur zahlenmäßig waren Überfallene und Angreifer einander ebenbürtig. Ein Krieg ohne Anlass, ohne Erklärung, ein heimtückischer Überfall. Die geprügelten Weibchen und Jungtiere flohen, eine Schimpansin verhedderte sich, schlagende Äste, Sprünge, panisches Geschrei. Die Äffin entkam, rettete ihr Leben, wie man wusste, wenn man gesehen hatte, was folgte.

Ihr Baby ist im Kampf aus ihrem Fell gefallen, die Halbstarken greifen es, halten es für alle sichtbar hoch über ihren Köpfen sekundenlang in die Luft und beginnen, es zu zerreißen. Fünf, sechs große Stücke. Die Fleischkanten wirken, gerahmt von dem zarten schwarzen Fell, herausfordernd rot. Gemütlich sitzen die Angreifer auf den Ästen des unterseeisch leuchtenden Baumes und verzehren ihren kleinen Verwandten.

Doch sie essen ihn nicht ganz.

Sie ziehen die Lippen hoch, entblößen die mächtigen Eckzähne und beißen vorsichtig von ihm ab.

Insbesondere das große Rippenstück, an dem ein Ärmchen hängt, hat es ihnen angetan. Sie geben es einander weiter, jeder begutachtet es, dreht es ein paar Mal, knabbert daran.

Esther und ich schwiegen. Ich hatte von diesen Kriegszügen gehört, es gezielt vermieden, mir eine Aufnahme anzusehen. Eustachius' Film schien ungeschnitten, einige Male hatte die Kamera



Ulrike Draesner

Sieben Sprünge vom Rand der Welt

Roman

ORIGINALAUSGABE

Gebundenes Buch mit Schutzumschlag, 560 Seiten, 13,5 x 21,5 cm
ISBN: 978-3-630-87372-5

Luchterhand Literaturverlag

Erscheinungstermin: März 2014

Was es bedeutet, die Heimat zu verlieren ...

Simone Grolmann ist 52, etabliert und angesehen, Professorin für Verhaltensforschung, Mutter einer Tochter, ein analytischer Mensch. Und doch hat sie Angst. Angst vor Schnee. Die Angst ist tief in ihr, versunken wie der Breslauer Wald, durch den ihr Vater, sein behinderter Bruder Emil und Lilly, die Mutter der beiden, in der Nacht vom 19. auf den 20. Januar 1945 stapften, bei minus 21 Grad: drei Menschen mit drei durchweichten Pappkoffern. 17 Jahre vor Simones Geburt war das, und doch ist es ihre eigene Angst.

Simone liebt ihren Vater Eustachius – und kommt ihm gleichwohl nicht nah. Eustachius Grolmann, 83, ist ein Kriegskind. Aufgewachsen im Propagandastaat, 1945 aus Schlesien in den Westen geflohen. Noch immer wird er von den Erinnerungen an die Flucht und den Tod seines Bruders heimgesucht. »Sei froh, dass du lebst.« Diesen Nachkriegssatz hat er sich selbst so oft vorgesagt, bis er glaubte, das, was er spürte, könnte nun endlich dieses Frohsein sein. Ulrike Draesner kreuzt die Lebenswege der schlesischen Grolmanns mit dem Schicksal einer aus Ostpolen nach Wrocław vertriebenen Familie. Vier Generationen kommen zu Wort. Virtuos entwirft sie ein Kaleidoskop der Erinnerungen, die sich zu immer neuen Bildern fügen. Sie zeigen, wie die durch Flucht und Vertreibung ausgelösten Traumata weiterwirken und wie sich seelische Landschaften von einer Generation in die nächste weitervererben. Die Geschichten der Grolmanns und der Nienaltowskis werden zum Spiegel von hundert Jahren mitteleuropäischer Geschichte. Sie erzählen von den Mühen und Seligkeiten zwischen Eltern und Kindern, von Luftwurzeln, Freiheit und Migration.

 [Der Titel im Katalog](#)